Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 41 — Sonntag den 14. Oktober — 1906

Maria Hendrina von Goch.

(Schluß.)

Novelle von Louise Schulze-Brück.

(Nachdruck verboten.)

Auch Beert lief mit. Er atmete schwer und tief während des Laufens. Ach, er hatte dem Schuft gezeigt, was er von ihm hielt. Und er hätte ihn erwürgt, zerdrückt in seinen Fäusten, wenn er sich gemuckst hätte. Er schüttelte die Fäuste im Laufen. Er hätte ihm gezeigt, was Kraft ist, dem heimtückischen Halunken — dem! . . .

Vom Rhein her kam ein Brausen und Krachen, ein Dröhnen und Knattern. Am Rheinkai drängte sich eine dunkle Masse! Still und beklommen standen die Menschen, — spähten auf den Rhein, dessen Eis nur schwach weißlich durch das Dunkel leuchtete. — Jetzt war es unheimlich still, — dann wieder das Dröhnen und Krachen. Ein paar Laternen liefen am Ufer auf und ab. Der alte Gundlach hatte die Böller noch einmal geladen und feuerte sie wieder ab.

Bum — bum — bum!

Beert van Endert stand dicht am Rheinufer und spähte angestrengt in die Dunkelheit hinaus. Ha, wie das krachte, wie das hohl und dumpf dröhnte und dann wieder grell knatterte. Der Rhein sprengte seine Bande, er machte sich frei von den Fesseln. Wenn der Mensch das auch könnte. Wenn er alles, was ihn band an das tägliche Leben, abwerfen könnte, handeln nach Lust und Leidenschaft. Das tat der Georg Werner! Der nahm, was er wollte, der scherte sich nicht um Recht und Unrecht.

Hildegard Weingärtner stand plötzlich neben ihm. Sie hatte ein Tuch um den Kopf gewickelt, und ihre braunen Vogelaugen leuchteten neugierig und vergnügt:

„No, das kann uns nix due! Des is net so ungemütlich wie heit nachmiddag“

Sie lachte.

„Hör nor, wie das bauzt un Spektakel macht. Grad wie der Babba, wann er sich ärgert und schennt. Awwer's dauert net lang, do is alles widder gut. So is es auch mit'm Rhei.“

Er fragte hastig nach Hendrina.

„O, die hot gut geschlofe. Sie is aach uff gestanne! Sie wollt nor net mit ennunnergehe. Awwer so sonnerbar is se, so ganz annersch wie sonst. Sie hat nach keinem gefragt, un kaum ä Wort gered.“

„Ihr hättet sie nicht allein lassen sollen.“

Hildegard lachte sorglos. „No aach noch. Was soll er denn bassiern? So em große Mädche. Es kann doch net immer einer hinner er drin laafe!“

Beert van Endert wurde unruhig. Er allein wußte ja, was heut nachmittag geschehen war, was vielleicht die Hendrina wie ein Blitzstrahl getroffen hatte. Er stahl sich aus dem Menschenknäuel weg und ging — lief nach dem kleinen Steuermannshäuschen.

Die Gasse war totenstill, alles war vorn am Rheinufer. Die Tür war nur angelehnt, er trat leise ein. Der enge Flur war dunkel, aber aus der auch nur angelehnten Stubentür hörte er Hendrinas Stimme. Also war jemand bei ihr, seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. — Das war Georg Werners Stimme, heiser stammelnd:

„Hendrina, das — das ist nicht Dein Ernst.“

Beert van Endert blieb bewegungslos stehen.

Hendrina antwortete nicht. Er hörte nur einen schluchzenden Laut.

„Hendrina, Mädchen!“

„Sie sollen gehen!“

Jetzt hörte Beert ein böses Auflachen.

„Gehen! Du schickt mich fort wie einen Schulbuben. Das geht so leicht nicht, schöne Hendrina von Goch. Der Beert hat wohl geschwatzt und sich seiner Heldentat gerühmt. Die Hand hat er mir nicht geben wollen — ich werd's ihm heimzahlen, — ich werd“ —

Seine Stimme brach, wurde zu einem heiseren Murren.

Beert hörte, wie Hendrina jäh aufsprang.

„Beert hat mich lieb,“ rief sie laut und zornig, — „nicht mit schönen Worten und gestohlenen Küssen. Er hat's mit angesehen, wie ich — wie ich —“

Sie stockte, aber nur einen Augenblick.

„Er hat's gewußt, wie es um mich steht! Aber er hat bei mir ausgehalten, wie das Eis gekommen ist und das Wasser, er wär mit mir elend zugrunde gegangen! Der andere, der hat mich im Stich gelassen, der ist feig wie ein Hund gewesen!“

Wieder stöhnte sie laut und jammervoll.

Die Tür hatte sich ein wenig geöffnet, Beert konnte von dem dunklen Flur aus ihr weißes Gesicht sehen, aus dem die Augen fast unheimlich glühten. Georg Werner stand vor ihr, sich schwer an den Tisch haltend, das blasse Gesicht verzerrt.

„Das hat er Dir eingeredet, um Dich mir abwendig zu machen,“ stieß er heraus.

Sie trat dicht vor ihn hin.

„Er hat nichts gesagt — nicht ein Wort,“ rief sie außer sich. „Beert van Endert ist kein Lügner und Prahler. Keiner, der ein Mädchen küßt und dann im Stich läßt — der nicht, der nicht!“

Jetzt lachte Georg Werner höhnisch:

„Ei, so nimm ihn doch, Du schöne Hendrina. Küß ihn und lieb ihn doch heut', wie Du mich gestern geliebt und geküßt hast. Wer weiß, ob du nicht übermorgen einen andern liebst und küßt!“

Hendrina van Endert schlug die Hände vors Gesicht. Aber nur einen Augenblick.

„Das ist meine Strafe, daß einer so zu mir reden darf,“ rief sie. „Und ich weiß, daß ich sie verdiene. Aber Beert, der denkt nicht so. Der hat mich nur lieb, der beschimpft mich nicht. Der wird ein gutes Wort für mich haben und einen Trost und wird mir helfen, — daß ich einen andern lieb gehabt habe, das wird er mir verzeihen.“

Der blasse Mensch, der da schwankend am Tisch stand, machte eine Bewegung, als ob er sich auf das Mädchen stürzen wollte.

Aber ein anderer kam ihm zuvor. Beert van Endert riß die Tür auf und war mit einem Satze in der kleinen Stube. Er faßte den Amerikaner und schob ihn auf die Seite wie einen Ball, — unbekümmert wohin.

Und er hatte Hendrina schon im Arm.

„Beert, hilf mir, Beert.“

„Hendrina! Och du, och du!“

Er sagte nichts weiter. Er brauchte es ja nicht. Er hielt Hendrina van Endert ja im Arm, er fühlte, wie sie sich an ihn klammerte, als ob sie ihn nicht mehr loslassen wollte. Er küßte die Tränen von ihren Augen, während sie ihn umfaßt hielt und sich nicht rührte und nur schwer aufschluchzte — und er küßte ihren roten Mund und wußte, daß sie ihm gehörte.

Georg Werner stand und hatte die Arme schlaff herabfallen lassen. Das schwarze Haar hing ihm unordentlich in das blasse Gesicht und seine Augen sahen starr auf die beiden. Seine Zähne schlugen zusammen und er murmelte sinnlose Worte. Er kam taumelnd einen Schritt nach vorn und hob beide Hände auf. Ach, jetzt den Beert van Endert in der Gewalt haben, jetzt dem etwas antun können, ihm an die Gurgel springen, ihm einen Denkzettel geben, daß er für sein ganzes Leben genug hatte. Ihm das Mädchen wegreißen, das da so fest an seinem Halse hing. Das Mädchen, das doch ihm gehört hatte!

Freilich, sie war die erste nicht. Sie waren ja alle toll auf ihn und er verstand es gut genug, sie kirre zu machen und festzuhalten, so lange es ihm Spaß machte. Und es hatte ihm Spaß gemacht, gerade dies Mädchen in sich verliebt zu machen, ein Mädchen, nach dem jeder sah, das jedem in die Augen stach. Deshalb wollte er sie haben, — sie sollte sich auch in ihn verlieben, in Georgie Werner, in den sich alle verliebten. Aber dann hatte es ihn doch selber gepackt. Teufel, diesmal war es ernst gewesen. Und wenn er auch erst eine Weile geschwankt hatte, — nachher da war alle Überlegung in die Brüche gegangen, — — heiraten wollte er Hendrina van Endert, — die schöne „Maria Hendrina von Goch“ — seine Frau sollte sie werden, er wollte die schönste

Frau rheinauf und rheinab haben, um die ihn alle beneideten. Und das heiße Blut stieg ihm zu Kopfe und brauste und machte ihn ganz toll.

Freilich, als heute nachmittag das Eis ihm auf den Fersen war und das wilde Nahewasser — da hatte er nicht standgehalten. Er stand seinen Mann wahrhaftig, — einer gegen den andern, da konnte ihm niemand etwas vorwerfen, — aber einem elenden Tod in den Rachen fallen, sich zerdrücken und ertränken lassen wie eine Katze im Sack, nein, das konnte er nicht, um keines Mädchens willen. Und weil er sich salviert hatte, da kam der andere und brüstete sich und das Mädchen warf sich ihm an den Hals.

Und der andere, der stand jetzt da als der Sieger. Und wenn er sich jetzt auf ihn stürzte, was dann? In seinen Fäusten würde er ihn zerdrücken, er hatte ja die Kraft und er hatte auch jetzt den Siegerstolz. Und er, er konnte gar nichts tun als gehen, — als sich wegschleichen.

Hendrina van Endert hatte ihn ja auch gehen geheißen! Er mußte sie dem andern lassen! Er knirschte mit den Zähnen, noch einmal ballten sich seine Hände. Da stand Beert van Endert und hielt das Mädchen im Arm und küßte sie.

Und er mußte das Feld räumen! Sich hinwegschleichen — wie hatte doch Hendrina van Endert gesagt:

„Feig wie ein Hund — — —" Da stand der andere und sah ihn an, als sei er ein fremder Mensch, der hier nichts zu suchen hatte. — Nur fort — nur fort!

Die Tür fiel schwer ins Schloß, Hendrina van Endert hob den Kopf.

Aber Beert lachte und reckte sich hoch:

„Der ist fort, der kommt nicht wieder."

„Fort? — Gottlob!"

Aber sie horchte doch noch hinaus.

„Was ist das?"

Ein Brausen und Rauschen war in der Luft.

„Das Rheineis treibt!"

Sie schauderte zusammen und schlang den Arm um seinen Hals.

„Ach Beert!"

Draußen wurden Schritte laut, die Menschen gingen allmählich heim, Hendrina horchte:

„Jetzt kommt gleich die Hildegard. Aber ich will ihr nichts erzählen. Komm, laß uns heimgehen."

IX.

Den zweiten Tag darauf lavierte die „Maria Hendrina von Goch" aus dem Winterhafen in den freien Strom. Noch führte der Rhein einzelne Schollen, noch war das Wasser hoch und brauste mächtig und warf gelbe Wellen gegen die Schiffswand. Aber draußen wartete der Gutjahr-Dampfer, um seine Kähne stromauf zu schleppen. Langsam trieb die „Maria Hendrina" den Strom hinab.

Der alte van Endert arbeitete mit Mathes am Ruder. Vor der Kajütentür stand Hendrina mit Beert, sie winkten den Weingärtners zu, die am Ufer waren. Stolz glitt das Schiff vorbei, um dann ins Schlepptau des Dampfers genommen zu werden.

Kopfschüttelnd stapfte Weingärtner mit seiner Tochter den Kai hinab. „Ich kann mer des net zesammeklaviern. Und es is mir gar net recht! Ich hawwe gedenkt, die Hendrina nimmt den Georg Werner, und der Beert, des wär' so e Mann für Dich gewese! Der hätt mer schön gebaßt als Schwiegersohn. Un nu uff emol is der Amerikaner in die weite Welt und die Hendrina, die weint ihm kä Trän nach! Und des seh ich schon, der Beert, der is net für Dich!"

Hildegard Weingärtner seufzte ganz leise. Aber dann schüttelte sie rasch den braunen Kopf, als wollte sie etwas verjagen und lachte:

„Ach Babba, so schnell wirschte mich net los! Und die Hendrina, die baßt aach viel besser für den Beert wie ich. Wäßte noch, wie Du emol gesagt hoscht, wenn die Lieb emol die zwei packt, dann is das ä ganz aparte Art vun Lieb! Ich glaab, Du hoscht recht gehott! Nor, daß es die zwei uff ne Umweg gepackt hot! Uwer den Tschortschie eweg! Und was der oangestellt hot, das kann ich mer aach net zesammedeichsele. Die Hendrina, die sagt kä Sterbenswörtche und der Beert aach net. Awwer bassiert is was. Ich hawwe'n gesehe, wie er uff die Bahn is gester morge in aller früh, ausgesehe hot er wie ä Leinduch so weiß, und er hot mich so bees aageguckt und kaum sei Hut abgedohn. Na, es is schun besser, daß die Hendrina den Beert nimmt, die basse besser zesamme!"

Der alte Weingärtner lachte laut:

„Was bloß dä alt' van Endert für e merkwirdig Bonem (Gesicht) gemacht hot. Uff äner Seit' hot er geflennt und uff der annern so hallweg gelacht. Na, dem kann's ja egal sein. Der behält die „Maria Hendrina" und kriegt e guhde Schwiegersohn. Der ald Fuchs, der deichselt sich alles zurecht!"

„Alleweil drehe se bei", rief Hildegard Weingärtner.

Draußen auf dem Rhein drehte die „Maria Hendrina" langsam bei. Man sah noch deutlich Beert und Hendrina.

Schweigend gingen die Weingärtners am Ufer entlang, und beobachteten, wie der Kahn ins Schlepptau genommen wurde. Dann rasselte der Anker des Dampfers hoch, die Schiffsglocke bimmelte schrill. — Schwarzer Dampf stieg aus dem Schornstein, die Räder der Schraube bewegten sich und warfen weißen Gischt auf. Bis zum Ufer hörte man, wie die Taue sich knirschend anspannten. Und dann zog der Dampfer an, langsam setzte sich der Schiffszug in Bewegung und keuchte den Strom hinauf.

Nun kam er majestätisch vorüber, — nun winkten Beert und Hendrina noch ein letztes Mal. Hildegard Weingärtner winkte wieder mit dem Tuche.

Dann fuhr sie sich hastig über die Augen:

„Ach watt, — der Himmel is bloo — is der ein fort, is der andere do!"

Und während das Schiff langsam kleiner wurde, kam ein Sonnenstrahl durch die schweren grauen Wolken. Er glitt über den gelben, rauschenden Strom und ließ einen Augenblick lang die Goldbuchstaben an der Schiffswand hell aufleuchten. Und halblaut las Hildegard Weingärtner noch einmal: „Maria Hendrina von Goch!"

Heimkehr.

Aus dem Vagabundenleben von Alfred Semerau.

(Nachdruck verboten.)

Die Landstraße ist fest gefroren und die Hufe des Pferdes klappern hart gegen den Boden, der manchmal an Vertiefungen, wo sich Schneewasser angesammelt hat, mit einer grauen Eisschicht bedeckt ist. Der Himmel wölbt sich in klarem, tiefem Blau, nur im Westen weit über den Feldern liegen lange weiße ruhende Wolken, die Sonne hat im Wald unter den Kiefern breite, lichte Ströme ausgegossen, der Wind ruht, doch die Luft ist scharf und eisig.

Das Pferd trottet langsam dahin, es stößt oft ein unwilliges Schnauben aus und bläst durch die Nüstern den Atem, der in der Kälte in grauen Kegeln sichtbar wird. Der Gendarm hat den Kragen in die Höhe geschlagen, so daß sich sein langer, grauer Schnurrbart in das Tuch drückt, hat den Kopf gesenkt, die Linke leicht in die Seite gestemmt, die Rechte hält lässig den Zügel. Es geht heim und das Pferd kennt den Weg.

Wieder war die Mühe umsonst. Alles ringsum war gründlich abgesucht, und doch hatte man ihn nicht gefunden. Er konnte sich aber noch nicht geflüchtet haben, er mußte sich irgendwo versteckt halten, in einem Scheunenwinkel, in einer verlassenen Bude, in einer Waldhöhle vielleicht. Tagelang hatte sich der Vagabund hier herumgetrieben, in den Dörfern gebettelt, wohl auch von einigen Bauern Nachtquartier im Stall bekommen. Viele Leute hatten ihn gesehen, ohne sonderlich auf ihn zu achten, im Winter war ja kein Mangel an Bettlern. Er sah aus wie alle anderen Vagabunden, zerlumpt, verkommen, die Hände blau vom Frost, um die Füße Lappen gewickelt. Einige hatten bemerkt, daß seine linke Ohrmuschel oben gespalten war: in irgend einem Raufhandel hatte ihm wohl ein Messer das Ohr geschlitzt.

Niemand anders wie er konnte das Verbrechen begangen haben. Seit man Christian Lischke tot neben seinem Wagen auf dem Waldwege gefunden, war der Vagabund verschwunden. Einige Leute hatten von der Landstraße den Bauern in leichtem Trab dahinfahren sehen und dort, wo er in den Wald einbiegen wollte, einen Augenblick Halt machen, um den Bettler aufsitzen zu lassen. Wahrscheinlich hatte der ihn darum gebeten, unter irgend einem Vorwand, vielleicht daß er auch nach Mildental wolle. Er hatte sich hinter dem Sitz, von dem der Bauer aus kutschierte, niedergehockt und die Hände um den dicken Knotenstock, den er zwischen den Beinen hielt, geschlungen. Man hatte den Bauern an der Seite des Wagens gefunden. Stockhiebe, die auf den Hinterkopf fielen, hatten ihn getötet. Die Beute war aber nicht groß, der alte, in langen Jahren abgenutzte goldene Trauring, die altmodische Silberuhr mit der Stahlkette und das wenige Geld, das er bei sich gehabt hatte, fehlte, das abgeschabte Portemonnaie lag achtlos fortgeworfen an einem Tannenstamm.

Zwei Tage suchte man nun schon nach dem Vagabunden, ohne Erfolg. Starke Aufgebote hatten den Wald abgesucht, in den Dörfern war alles durchforscht, man hatte viele Landstreicher festgenommen, entließ sie aber bald, ihre Papiere waren in Ordnung, des Bettelns wegen konnte man sie doch nicht gut einsperren — wieviel Mäuler hätten da die Gemeinden zu füttern gehabt? — Der Gesuchte, kenntlich an der gespaltenen Ohrmuschel, war nicht unter ihnen, wie wenn ihn die Erde verschluckt hätte.

Der Gendarm mußte bei jedem Handwerksburschen, dessen Papiere er prüfte, an seinen Sohn denken. Wo trieb der sich jetzt wohl herum? Es war sein Einziger gewesen, aber Freude hatte er an ihm nicht erlebt. Auf der Schule schon hatte er die ärgsten Streiche verübt, die bei ihm nicht der Ausfluß einer schäumenden Kraft waren, sondern der Drang, die Kameraden zu ärgern und zu schädigen, in der Lehre bei dem Tischler war es noch ärger geworden und eines Tags war der Bengel fort. Er hatte den Tischler bestohlen und die Eltern auch. Er kam nicht mehr wieder, die Mutter war über ihre Hoffnungen gestorben und der Vater grau geworden.

Wenn der Gendarm daheim war in seiner einfachen Wohnung, die ihm seit dem Tode seiner Frau die alte Marie Burtig in Ordnung hielt, pflegte er langsamen Schrittes durch die beiden Stuben auf und ab zu gehen, hier kamen ihm schneller die Gedanken an den Verschwundenen als draußen, wo er die Augen offen halten und auf alles Obacht

geben mußte. Ob Friedrich noch lebte, ob er ihn noch einmal sehen würde, wie würde er ihn einmal wiedersehen? Ob er und Friedrich sich erkennen würden? Jetzt, nach mehr als zwölf Jahren? Das war kaum möglich, Papiere hatte er auch nicht, wenigstens nicht die richtigen, höchstens gestohlene oder gefälschte — er würde ihn nie wiedersehen. Und was würde es auch nützen, wenn er ihn wiedersähe. Es würde nichts mehr an seinem und Friedrichs Leben ändern, es war zu spät. Besser war's, er sah ihn nicht mehr wieder. Wie tief konnte er nicht gesunken sein, er, der so früh schon gestohlen hatte!

Die Hufe des Pferdes klapperten auf dem harten Boden der Landstraße, die in der Ferne zusammenlief. Die Sonne stieg höher und versuchte sich in einem vergeblichen Kampf mit der Kälte, die sie nicht mehr vertreiben konnte. Der Weg dehnte sich in einem hellen Braun, auf das matte, kurze Schatten fielen von den jungen Linden, die ihn in unabsehbarer Reihe in regelmäßigen Abständen auf beiden Seiten begleiteten. Links der Wald, in dem man, an den hohen Stämmen vorbei, weit hinein sehen konnte, rechts die Felder grüngrau und schmutzigbraun, weiter hinaus Häuser und Gehöfte, in der Ferne eine Kirchspitze.

Kuttner hatte den Kopf geneigt und, müde auf den braunen Pferdehals blickend, sich seinen Gedanken hingegeben. Jetzt schüttelte er sie ab und richtete sich auf, schob den Revolver, der im Lederfutteral ihm am Gurt hing, beiseite und drückte dem Pferde leicht die Knie in die Seiten. Jetzt ging es schneller. Er ritt auf die andere Seite des Weges, den ein Graben, der im Sommer mit Gräsern und Nesseln bestanden, jetzt aber dunkel und kahl war, von den Feldern trennte. Auf der Straße kein Mensch, im Walde ragen stumm und riesenhoch die Tannen, auf den Feldern kein Laut als ab und zu der Schrei einer Krähe und weither, wie ein Echo kaum, Hundegebell.

Kuttner läßt seine Augen, wie es ihm zur Gewohnheit geworden ist, rings umher schweifen. Es muß Mittag sein, er sieht aus den Schornsteinen der Häuser dünne graue Rauchsäulen aufsteigen und in der Luft zerfließen. Jetzt ist bei ihm die alte Marie an der Arbeit, sie wird hoffentlich was Gutes gekocht haben, heute hat er sich das Essen doppelt verdient. Seit dem frühen Morgen nichts wie eine Tasse heißen Kaffees, den er sich selbst bereitet hat, und ein Stück Brot und dann hinaus in die dunkle Kälte.

Auf dieser Seite geht das Pferd weicher, hier klingt nicht der Boden unter seinem Huf und so hört der Gendarm etwas wie Stöhnen oder Schnarchen. Im Graben liegt etwas Dunkles, Zerlumptes, ein Mensch, der sich wie ein Igel zusammengerollt hat, um sich gegen die Kälte zu schützen. Kuttner steigt ab und beim Nähertreten unterscheidet er in dem Bündel Lumpen den Kopf, der auch umwickelt ist, neben dem der fleckige, verbogene Hut liegt, die Knie sind gegen das Kinn gedrückt, die Füße stecken in Stiefeln, die, weil sie zu groß, mit Stroh ausgestopft sind, das vorn an den zerrissenen Spitzen gelbbraun heraussieht. Das Schnarchen klingt in der Nähe wie Rasseln, Mund und Nase sind in lebendigster Tätigkeit.

Kuttner ruft den Lump an, der rührt sich nicht, auch als der Ruf kräftiger wird. Wenn er nicht so schnarchte, müßte man ihn regungslos, wie er liegt, für tot halten. Er verschläft seinen Rausch denkt der Gendarm, steigt hinab und rüttelt ihn. „He!" Er packt ihn am Arm.

Der Schläfer wirft die Schulter, brummt etwas Unverständliches und drückt den Kopf noch mehr auf die Seite. Er will nicht gestört sein. Der Gendarm wird ungeduldig, er greift derb zu: „Auf, Mann, Sie können hier nicht liegen bleiben!" Er schüttelt ihn heftig. Jetzt wendet sich langsam der Kopf und aus dem bebundenen Gesicht, das zerschrammt und schmutzig ist, stieren ihm gläserne Augen entgegen. „Auf Mann!" ruft abermals der Gendarm. Jetzt, beim Anblick des Helmes und der Uniform kommt ein gewisser Ausdruck in die erschlafften Züge, in wunderlichem Gemisch wirken Staunen, Überraschung, Schrecken, und ein heiserer Laut entringt sich ihm. Er entrollt sich und taumelt auf, greift nach dem Hut und stülpt ihn sich auf. Er klettert mühsam den Graben hoch, der Gendarm folgt ihm.

Kuttner mustert ihn, in seinen grauen Augen drückt sich Verachtung und ein Quentchen Mitleid aus, es ist der Zerlumpteste von allen, die er gesehen hat: Wie kann ein Mensch nur so tief sinken? Dabei kann der Vagabund noch nicht alt sein, das merkt man an seinem Gesicht trotz der Spuren wüsten Lebens. „Geben Sie mir Ihre Papiere!" Der Vagabund sieht ihn verständnislos an. „Wo haben Sie Ihre Papiere?" sagt der Gendarm so energisch, daß der hin und her Torkelnde zusammenfährt. Er beginnt zu suchen in dem geflickten und zerrissenen Rock, außen und innen, in der Hose. Endlich macht er eine hilflose Bewegung: „Verloren", stößt er hervor, „oder sie haben sie mir gestohlen."

Kuttner muß lächeln. Immer dieselbe Ausrede. „Sie müssen mit mir!" sagt er. „Gehen Sie links, da", er weist ihn auf die Mitte der Landstraße. — Die Stiefel schlappen über die Erde; daß der Kerl nicht fällt, ist ein Wunder, denkt der Gendarm und schwingt sich aufs Pferd. In langsamem Trab gehts vorwärts.

Allmählich hält sich der Vagabund aufrechter, fester, die Nachwehen des Rausches verfliegen, die scharfe Luft macht ihn munter und nüchtern. Zwischen seine Brauen senkt sich eine Falte, er hat seine Gedanken gesammelt und es beschäftigt ihn etwas lebhaft.

„Wohin bringen Sie mich denn, Herr Wachtmeister?" Er bemüht sich, einen unbefangenen Ton anzuschlagen und blickt zu Kuttner auf. „Nach Mildental zum Amtsvorsteher", sagt der Gendarm kurz.

„So weit soll ich mit meinen erfrorenen Füßen laufen!" jammert der Vagabund.

„Sie müssen ja hier gut Bescheid wissen, daß Sie sagen, es ist noch weit", bemerkt Kuttner.

„Nein, nein", sagt der Lump hastig, „ich bin noch gar nicht lange hier." Er seufzt und stöhnt, tut, als ob's ihm schwer wird zu gehen, und will unmerklich zurückbleiben.

„Machen Sie keine Geschichten! Sie haben wohl was ausgefressen, daß Sie nicht mitwollen. Für das Herumstrolchen wird's Ihnen nicht gleich an den Hals gehen!"

„Aber Herr Wachtmeister, was denken Sie bloß von mir! Ich bin ein armer Tischlergeselle, der sich den Winter durchhungern muß, weil ich keine Stellung kriege." Er sucht den Eindruck zu sehen, den seine Worte gemacht haben, doch Kuttner sieht gleichgiltig vor sich hin. „Wenn Sie bloß wüßten, wie schwer es für einen Tischlergesellen ist, Arbeit zu bekommen!" sagte er mit kläglicher Miene.

Du siehst mir nicht danach aus, daß Du Dich sehr um Arbeit bemühst, denkt der Gendarm.

„Ach lassen Sie mich doch laufen, Herr Wachtmeister, was haben Sie denn davon, daß Sie mich mitnehmen?"

Als Kuttner nichts darauf erwidert, geht's wieder eine Weile schweigend vorwärts, nur die Stiefel schlappen und der Boden klingt unter dem Huf dumpf.

Plötzlich fällt der Vagabund, der Gendarm ist ein paar Schritte voraus, und ehe er bei ihm ist, hat er sich schnell der Stiefeln entledigt und springt in wilden Sätzen dem Wald zu. Kuttner gibt dem Pferd die Sporen und reißt den Revolver heraus: „Halt oder ich schieße!"

Der Strolch hört nicht und der Gendarm drückt los. Im selben Augenblick zieht er scharf die Zügel an und schwingt sich von dem zitternden Pferde. Der Vagabund ist gefallen, nicht von der Kugel, die ihn nur gestreift hat, er ist über eine Wurzel gefallen. Ehe er sich aufraffen kann, ist Kuttner bei ihm und reißt ihn empor. Der Strolch wehrt sich, doch er kann sich den festen Händen nicht entwinden. Mit aller Gewalt wirft er sich zur Erde, so daß er den Gendarm nach sich zieht. „Warte, mein Bursche!" sagt Kuttner und hält ihm den Revolver vor. „Wenn Du Dich rührst, bist Du hin."

Aus unserem Photo-Wettbewerb.

Porträtstudie. Photographie: Gerhard Schoofs-Kevelaer.

Keuchend liegt der Strolch, seine Augen irren angstvoll. Der Gendarm holt aus der Tasche einen Strick. Da schlägt mit einer verzweifelten Bewegung der Vagabund den Revolver zur Seite und wirft etwas Blinkendes von sich. Doch umsonst, Kuttner hat es gesehen und ein Klirren gehört. Er wendet sich aber nicht und bindet ihm, nachdem er den Revolver in das Futteral gesteckt hat, fest die Hände. „Auf!" Er zieht trotz des Sträubens ihn empor. „Was hast Du weggeworfen?"

„Nichts", erklärt der Strolch frech.

Der Gendarm schiebt ihn vorwärts, dabei blickt er auf die Erde. Hier muß es liegen, von hier hörte er das Klirren. Er suchte mit den Augen und da blitzt es auch vom braunen Boden, eine Silberuhr und eine Stahlkette. Kuttner hebt sie auf und fragt hastig: „Wo hast Du sie her!"

„Gefunden, wo soll ich sie denn sonst her haben?" Trotz aller Dreistigkeit ist die Stimme nicht fest.

Der Gendarm steckt die Uhr fort. Er blickt den Vagabunden durchdringend an. Ein Gedanke durchschießt ihn, er reißt ihm das Tuch vom Gesicht. Da ist ja der Strolch, den Christian Lischke auf seinem Wagen genommen und der ihn erschlagen hat, da ist ja die gespaltene Ohrmuschel. „Jetzt hab ich Dich also!" Kuttner holt tief Atem. „Endlich, Mörder."

Da fährt der Vagabund auf. „Mörder — ich? Anständiger Leute Kind bin ich." Er hat seine Frechheit wiedergewonnen „und damit Sie's wissen, hier in der Nähe bin ich zu Hause, war ich zu Hause" verbessert er sich, „in Mildental, ja, ja, Sie brauchen mich nicht so anzusehen, Sie glauben mir wohl nicht, was? Na, Sie können sich ja erkundigen, meine Eltern wohnen noch da, oder sie sind vielleicht fort, ich weiß es nicht, aber da gewohnt haben sie und vielleicht kennen Sie sie, Amtsdiener Kuttner — ja ja —" Weiter spricht er nicht, durch die aufrechte Gestalt des Gendarmen geht es wie ein elektrischer Schlag, die Augen stieren, der Mund öffnet sich und den Hals gurgelnd erstickte Worte herauf. Er hat den Strolch losgelassen, er schwankt und greift um sich, er muß sich halten, er greift nach einem Stamm und weicht zurück wie vor etwas Schrecklichem.

„Was ist Ihnen denn?" Der Strolch kann sich die Wirkung seiner Worte nicht erklären und kommt auf ihn zu.

„Weg — weg — Friedrich!" Er hebt den Arm wie zum Schutz und zur Abwehr.

„Sie wissen meinen Namen? Ich habe ihn Ihnen ja noch nicht gesagt. Woher wissen Sie ihn? Kennen Sie meine Eltern? Wer sind .." Er steht ganz dicht vor ihm, die Worte wollen nicht über seine Lippen, seine Augen heften sich auf das blasse, alte, entsetzte Gesicht, wie ein Blitz durchzuckt ihn die Erinnerung „Vater!" Mit einem Schrei bricht er vor ihm zusammen.

Er hat ihn also doch wieder gesehen! Als Dieb war er geflüchtet, als Mörder fiel er in seine Hand. Was hast Du über mich verhängt, Gott, womit habe ich das verdient? Wie Fäden im verwirrten Knäuel schlingen sich seine Gedanken durch einander. Gut, daß sein Weib tot war! Sonst hätte die Schande sie getötet. Seine Augen brannten ihm, sein Mund war trocken, wie Blei die Zunge. In stummem Ringen arbeitete sich die Brust ab, er hörte nicht das Stöhnen und die wilden Anklagen des Menschen zu seinen Füßen, er hatte kein Wort für ihn. Endlich ordneten sich seine Gedanken, es hieß jetzt, seine Pflicht erfüllen, und er hörte sich mit einer fremden Stimme sagen: „Auf!" und nochmals: „Auf!" Und wie unbewußt ging er hinter dem Verbrecher her. Aus dem Walde kamen sie auf die Straße, von fernher klangen Glocken durch die stille Luft, fein, dünn. Das Pferd hielt am Rande, der Gendarm schwang sich hinauf, der Vagabund, ohne Hut und Stiefel, schlich neben ihm her.

Kuttners Gedanken gingen einen öden Weg und hielten an Gräbern; er würde neben seiner Frau liegen — den anderen würde man wie einen Hund verscharren. Zusammengesunken, wie abgestorben saß er auf dem Pferde, er hörte nicht, wie neben ihm eine Stimme, immer gebrochener, immer leiser, bis sie ganz verklang: „Vater" sagte, er sah nicht auf das verwüstete Leben neben ihm, das seinen letzten Gang schlich.

Weiter im Trab, weiter — da das Dorf, die ersten Häuser. Kinder sammelten sich und zogen ihnen neugierig nach, Weiber traten eilig von der Arbeit in die Tür, noch mit einem Topf in der Hand, mit einem dampfenden Löffel, Männer pafften aus ihren Pfeifen: „Wen bringt da der Kuttner?" Nach einer Weile sahen sie den Gendarmen wieder. Was war ihm denn? Er mußte krank sein. Er sah so aus. Ihre Augen folgten ihm, wie er schwer dahinging, die Hand am Revolver, als habe er schon für ihn das Ziel.

Baroneß Spottvogel.

Novellette von R. von Rawitz.

(Nachdruck verboten.)

Auf der langen Chaussee, welche das kleine Garnisonstädtchen mit dem Bahnhof verbindet, rasselte ein Krümperwagen. Vorn auf dem Bock saß ein Husar, der die Zügel führte und alle Mühe hatte, seine braven Gäule an der Leine zu halten. Hinten hatten zwei Herren Platz genommen; der eine in derselben Uniform, welche der kutschierende Soldat trug, der andere in einem schlichten, aber nicht uneleganten Jagdzivil. Soeben hatte das Gefährt eine Biegung passiert, die zwischen Gebüschen und vereinzelten höheren Bäumen liegt, als der Kutscher mit verdoppelter Kraft in die Zügel griff und scharf parierte.

„Was hast Du denn, Krüger?" fragte der Offizier, das Gespräch mit dem Gefährten abbrechend, „weshalb parierst Du?"

Aber ehe der Soldat sich auf dem Bock umwenden und Antwort erteilen konnte, fand seine Maßnahme ihre Erklärung ohne Worte. Ein scharfes Gebell wurde laut, ein Hase schlug seine Hacken quer über den Weg und auf seiner Fährte jagten zwei Hühnerhunde mit langem Halse. Hinter ihnen her aber, in gestreckter Fahrt, eine Dame. Ein junges Mädchen in weißem Reitkleid, eng die Taille umschließendem grünen Seidenspenzer, eine Jockeikappe auf dem rotblonden Haar, das in gelösten Flechten hinter ihr herflatterte. Ohne zu stocken nahm ihr Fuchs den Chausseegraben, den Weg selbst und dann den anderen Graben, und nach einer Sekunde klatschten die Büsche hinter der Reiterin zusammen: Fort war sie!

„Alle Hagel!" sagte der Herr in Zivil, „leben wir im Zeitalter der Walküren oder was war das?"

„So ein Stückchen Walküre ja", erwiderte der Offizier, indem er den Schnurrbart strich und gedankenvoll nach der Richtung ausschaute, in der die Reiterin verschwunden war, „ein Bruchteil Göttlichkeit in der Tat! Aber doch nur, insofern man hier von einem göttlichen Weibe reden darf, die fast alle irdischen Eigenschaften besitzt, um glücklich zu sein und glücklich zu machen."

„Du wirst ja beinahe poetisch, mein lieber Egon! Aber nun mal frei heraus: Wer ist es?"

„Erika, die Tochter des Baron Degenscheidt, der in der unmittelbaren Nachbarschaft unserer Garnison auf seinem Gut wohnt. Die Mutter ist lange tot, das Kind fast wie ein Junge aufgewachsen, daher diese Reiterallüren. Im Volksmunde heißt sie „die schöne Erika" oder auch „Baroneß Spottvogel", denn sie lacht und spottet und scherzt über alles, was ihr in den Weg läuft."

„Und vermutlich auch über die Bewerber, die in den Netzen dieser Sirene zappeln! Wenn ich Dich so recht ansehe, mit der sinnenden Miene, dann will es mich fast dünken, als gehörtest Du auch dazu. Wie?"

„Offen herausgesagt: Ja!"

„Nun — und?"

„Was „und?" Du meinst ich sollte anhalten?"

„Selbstredend, wenn sonst die Verhältnisse passen."

„Das ist eben die Frage!"

„Von Geld und Gut kannst Du, als reicher Mann, doch absehen. Es ist wohl etwas knapp da, wie?"

„Im Gegenteil — aber es gibt doch auch andere Momente, die man bei einem so wichtigen Entschluß nicht außer Rechnung lassen darf: das Gemüt, der Charakter!"

„Ach so! Und der ist nicht besonders magnifik?"

„Du hörst doch: „Baroneß Spottvogel!"

„Ein Name! Was will das besagen?!"

„Sehr viel, Paul! Volkes Stimme — Gottes Stimme. Es liegt schon etwas Wahres in dem Sprichwort. Was ist von einer Frau zu erwarten, die nichts kennt als Sport, Turf, Wortgefecht und Zungenfertigkeit? Ich sage Dir, Demosthenes ist ein Waisenknabe gegen sie!"

„Bon, wenn es so steht! — Ich sollte allerdings meinen, eine Frau von Geist schadet nichts; aber es ist möglich, daß sie davon zu viel hat, und das wirkt auf die Dauer tödlich."

„Hab' ich was gegen Bildung und Esprit? Im Gegenteil! Aber es muß ausgeglichen sein, Verehrtester. Richtige Mischung häuslicher Tugenden und gesellschaftlichen Auftretens. Eines ohne das andere ist gar nichts."

„Lieber Junggeselle bis zu Methusalems Alter, was?"

„Wäre kaum mein Geschmack, und da ich nun einmal schon in die Sprichwörter geraten bin, so sei auch das noch zitiert: „Eigner Herd — Goldes wert." — —

Wir lassen die beiden Offiziere, den einheimischen Husaren und den Freund von der Garde aus der Residenz, der zu einer Hühnerstreife herausgekommen ist, weiter ihres Weges nach dem Städtchen fahren und folgen den Spuren der schönen Reiterin.

Sie war kaum zweihundert Schritt über die Fahrstraße hinweg, als sie plötzlich den Galopp abstoppte, dem Pferde lang die Zügel gab und den Hunden pfiff „Hierher Karo, hierher Phylax — allons! Laßt den armen Lampe laufen!"

Die Hunde kamen mit langen Zungen zurück und sahen zu ihrer reizenden jungen Herrin auf, die mit einem Mal alle Jagdpassion verloren hatte. Sie nahm die Samtkappe ab, steckte die aufgelösten Flechten zu einem losen Knoten zusammen und träumte dann vor sich hin.

„Ich habe mich nicht getäuscht: er war es! Er mit einem Fremden, den ich nicht kenne. Ja — es war ein guter Entschluß, daß ich heute zu Pferde stieg. Wenn ich die Szene vorbereitet hätte, sie wäre nicht besser geglückt. Und Odin sprang auch ganz brillant die beiden Gräben!"

Sie klopfte dem Fuchs den schlanken Hals und er äugte mit leisem Wiehern zurück.

Und war doch nur Zufall! — Gibt es überhaupt Zufälle? Sind nicht vielleicht alle unsere Wege vorausbestimmt? Handeln wir Menschen nicht unter dem Druck dumpfer Ahnungen? Was trieb mich heute in den Sattel? Vielleicht der blinde Instinkt, daß ich ihm begegnen könnte,

an dem mein Herz nun einmal hängt! Ihm, neben dem ich mich so klein fühle! Ihm, dem ich um jeden Preis imponieren muß!

Karo stand plötzlich mit aufgehobener Pfote und schnupperte „Ruhig Köter! Zurück, Phylax — wir jagen heute nicht mehr! Seid friedfertig, ihr braunen Kerle, wie ich friedfertig bin! — Friedfertig! Wie das Wort klingt! Wie es sich einschmeichelt, wie es alle Freude an „Horrido" und „Hussa" verscheucht! Ja! Es ist etwas Herrliches, Schönes und Großes, auf dem Gaul über die Äcker zu fliegen: Aber es ist doch noch viel herrlicher und schöner, ein liebendes Weib sein zu dürfen, das alle diese Männlichkeit von sich wirft, und nur in ihm aufgeht, dem Manne! Wie gerne möchte ich die Amazone abstreifen, die ich nur für ihn anzog, wie gerne Medisance und Kauserie in die Ecke werfen, um einmal zwei gute Worte mit ihm zu sprechen. — Aber so ist die Welt! So sind die Männer: Unser Bestes verkennen sie und nur unsere Äußerlichkeiten schätzen sie! Tand — Tand! — Sei es denn! Tun wir ihnen den Willen! — Da kommt ein Graben — allons, Odin!" —

Der Fuchs sprang, fiel aber dann bald in Trab und schlug, da er seine Herrin heute gleichgültig fand, den Heimweg ein. Eine halbe Stunde später schnaufte er schon behaglich im hohen Stroh an der vollen Futterraufe. Erika aber ging hinauf in ihr Giebelstübchen und vertauschte das Reitkleid mit einem derben Hauskleid; denn Papa war über Land gefahren, wollte gegen Abend wiederkommen und hatte dann gewiß Hunger; die Haushälterin Brigitte, sonst Faktotum des Gutshofes, hatte sich den Fuß verstaucht und konnte für nichts sorgen. —

Herr von Krempin war mit seinem Gast zunächst nach dem Kasino gefahren, wo der wohlbekannte Kamerad aus der Residenz mit einem Glas Sekt begrüßt wurde. Dann hatte er sich auch ins Jagdkostüm geworfen, und nun schritten sie durch die Forst und am Rande eines Weihers hin, um auf Bekassinen zu streifen. Die Ausbeute war nicht besonders ergiebig, und die Freunde dachten bereits — da es zu dunkeln begann — an den Heimweg, als eine Jagdchaise ihren Pfad kreuzte, in der ein älterer Herr saß. Es war Baron Degenscheidt, der sofort halten ließ.

Rittmeister von Krempin stellte seinen Gast dem alten Herrn vor: „Herr von Stein von den dritten Garde-Dragonern."

„Sehr erfreut, sehr erfreut — hab' vor zwanzig Jahren auch liebe Beziehungen da gehabt — ein Menschenalter her, aber unvergessen! Wollen die Herren nach Hause? Wie? Oder wenn Sie sich im Kasino noch nicht festgelegt haben — nicht? Wie wär's mit einem Imbiß bei mir? Natürlich ganz vieux garcon!"

„Aber Herr Baron, in diesem Kostüm?"

„Tut nichts, wir sind ja unter uns, allenfalls noch meine Töchter. Und die weiß so was zu würdigen!" —

Die beiden Offiziere stiegen auf und sahen sich nach kurzer Frist auf dem Gutshofe. Baron Degenscheidt brachte seine Pferde selbst zum Stall und zeigte dann dem für Landwirtschaft enthusiasmierten Herrn von Stein auch noch Scheunen und Remisen, so gut es die hereingebrochene Dunkelheit des Abends und das Licht einer Stallaterne erlaubte. Krempin aber schritt über den Hof und suchte ein menschliches Wesen aufzutreiben, das ihm ein wenig die auf der Streife stark bespritzten Stiefel reinigen konnte. Da vorne, vermutlich in der Küche, brannte ein Licht, und dort hantierte auch eine Person mit Töpfen und Löffeln.

Der Rittmeister öffnete die Tür und wandte sich ohne Umstände an das weibliche Wesen: „Hören Sie mal, liebes Kind, Sie könnten mir —"

Die Person drehte sich um, Krempin erstarb das Wort im Munde. Erika stand vor ihm! Die Baroneß Spottvogel im grauen Kleidchen, die Ärmel aufgeschlagen, eine große Schürze umgebunden, in der Rechten einen Quirl, in der Linken eine Kasserolle! Eine tiefe Röte überzog das liebliche Gesichtchen. Scham, Ärger, Glück und Überraschung kämpften dort miteinander.

„Baroneß — Sie —?"

„Herr von Krempin — Sie?"

Sie legte Quirl und Geschirr bei Seite und wollte die Schürze abbinden. Aber er ließ es nicht zu.

„Ich bitte Sie, verehrte Baroneß, verehrte Erika — bleiben Sie so — nur eine Minute! Als Dame sah ich Sie schon oft, als Hausfrau sehe ich Sie zum ersten Mal. Und darf ich es offen sagen? Ich habe Sie noch niemals schöner gesehen!"

Sie gab ihm schüchtern die Rechte und dann auch die Linke, die er mit Küssen bedeckte. Und als der Baron mit Herrn von Stein nach einigen Minuten ins Haus trat, da fand er zu seiner Überraschung ein Brautpaar zwischen Kochherd und Küchentisch im ersten seligen Gespräch jung erschlossener Liebe.

Aus unserem Photo-Wettbewerb.

Der erste Versuch. Photographie: Gerhard Schoofs Krevelaer.

Ein Wiegenlied.

Skizze von B. Rittweger.

(Nachdruck verboten.)

Der Amateurphotograph geht nicht harmlos spazieren wie der gewöhnliche Sterbliche, besonders dann nicht, wenn er noch in der Zeit der „ersten Liebe" zu seinem Apparat steht. So ließ auch Dr. Wolfgang Ebert eines Tages seine Augen suchend umherschweifen, von dem Wunsch beseelt, noch irgend ein nettes Objekt zu finden und den letzten Tag seiner Fußwanderung nicht für „nutzlos" erklären zu müssen. Einige Landschaftsaufnahmen hatte er zwar schon gemacht, aber nicht ein einziges passendes Genrebildchen bot sich ihm dar. Und gerade Genrebildchen liebte er ganz besonders. — Plötzlich stockte sein Fuß: in einem saubergehaltenen Garten an der Rückseite einer der Villen, die das freundliche Städtlein anmutig umkränzen, entdeckte er etwas Reizendes, ein halberwachsenes blondzöpfiges Mägdelein, das einen Kinderwagen mit Rosen schmückte und dazu mit wunderbar weicher Stimme sang: „Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht, mit Näglein besteckt, schlüpf' unter die Deck'. Morgen früh, wenn Gott will, wirst Du wieder geweckt!" Dr. Ebert lauschte atemlos den lieblichen Tönen des Brahmsschen Schlummerliedes und konnte sich auch nicht losreißen, als sie verklungen waren und das junge Mädchen sich nach einem mütterlich, besorgten Blick hinter die Gardinen des Wagens in den leichten Korbsessel zurücklehnte und sinnend in die grünen Baumwipfel über sich schaute. Nun hatte er sein Genrebildchen und was für ein liebliches dazu! Dieses allerliebste Kind, aus dessen ganzer Art schon jetzt die Mütterlichkeit so deutlich sprach, das wohl eben mit unbewußter Sehnsucht von einem geheimnisvollen Zukunftsglück träumte! So deutete der psychologisch geschulte Mediziner den Ausdruck des süßen Mädchengesichtes. Rasch nahm er seinen Apparat aus der Tasche, stellte ihn und knipste, vergnügt vor sich hinlächelnd. Kein Mensch hatte etwas bemerkt von seinem Spitzbubenstreich. Befriedigt wanderte er weiter, befriedigt und doch etwas wehmütig. Es war ihm, als ließe er etwas sehr Liebes hier zurück.

* * *

Der Chefarzt des großen Kinderkrankenhauses zu H., Dr. Wolfgang Ebert, wandert unruhig in seinem Sprechzimmer hin und her. Diese Schwester Gertrud — wäre sie nur erst fort, seinem Gesichtskreis entrückt für alle Zeit! Sie raubt ihm seine Ruhe, und er kann diesen Zustand nicht noch drei Wochen aushalten. So lange dauert ihre Ausbildung auf der chirurgischen Station noch, und er hat keinen Grund, die pflichttreue Schwester vorher zu entfernen. Aber — hm — er könnte ja gehen, jetzt seinen Urlaub nehmen. Dr. Freitag, sein erster Assistent, hat gestern erst geäußert, ihm sei's ganz gleichgültig, ob er jetzt oder

im Herbst reisen könne. Also wird er übermorgen schon sein Bündel schnüren, an der See Erholung — und Vergessen suchen! Es klopft und auf sein „Herein“ tritt eine Schwester ins Zimmer. Sie!

„Ist's etwas Besonderes, Schwester Gertrud? Sie wissen, um diese Zeit liebe ich keine Störung.“ Es klingt recht schroff und die Schwester errötet bei ihrer Antwort:

„Die kleine Rosel Martin klagt so sehr über Schmerzen, schon seit einer Stunde — ich mocht's aber nicht auf mich nehmen, den Verband —“

„Ach, das hätten Sie nur tun sollen. Es ist wirklich nicht angenehm, bei jeder Kleinigkeit —“

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, es schien mir keine Kleinigkeit. Sie haben kürzlich angeordnet, das Pflegepersonal solle sich niemals an den ersten Verbänden vergreifen.“

„Schon gut, ich komme gleich.“

Die Schwester geht und Dr. Ebert schämt sich. Auch noch, als er wieder in sein Zimmer zurückkehrt, nachdem er sich überzeugt hat, daß es dringend nötig gewesen, den Verband zu wechseln. Schwester Gertrud ist ihm dabei so geschickt zur Hand gegangen, hat das aufgeregte, weinende Kind so gut zu beruhigen gewußt! Ja, sie gäbe schon eine tüchtige Doktorsfrau! Wenn nicht alles nur — Herrgott — er hat's doch schon einmal erfahren, wie Weiber lügen und sich verstellen können! Wie sie um äußerer Vorteile willen ein Männerherz zertreten ohne Scheu. Jetzt freilich würde ihm das nicht mehr so leicht passieren. Damals war er eben noch ein junger Arzt ohne Praxis. Dem gab man einfach den Abschied, als der reiche Fabrikbesitzer kam. Jetzt — ja jetzt umwirbt man den Herrn Chefarzt von allen Seiten. Er ist eine gute Partie! Er bleibt kühl allen solchen Bemühungen gegenüber, nur diese Schwester Gertrud erweckt Wünsche in ihm, zaubert ihm Bilder vor von gemeinsamer Arbeit und von traulicher Ruhe, nachdem sie getan. Aber wer sagt ihm, ob ihre Sanftmut, ihre Geduld, ihr liebevolles, mütterliches Walten am Krankenbett nicht nur Vorstellung ist? Ein häßliches Wort klingt ihm stets im Ohr, das ein älterer Kollege einmal zu ihm gesprochen: „Ach, hören Sie nur auf mit diesen Schwestern: Auf den Männerfang gehen sie aus unter der Maske der Menschenliebe. Und es finden sich auch Dumme genug; geben Sie nur 'mal acht, wie oft ein Arzt drauf 'reinfällt.“

Es war nicht nur ein häßlicher, sondern auch ein ungerechter Ausspruch. Und doch kann er ihn nicht vergessen und muß besonders in den letzten Wochen, seit er die Neigung zu dieser Schwester in sich wachsen fühlt, immer wieder dran denken. Und in dem Maß, wie seine Neigung wächst, wird er schroffer und schroffer gegen das Mädchen, mit dem er anfänglich so gern gearbeitet hat und das von unbedingter Verehrung für ihn erfüllt war oder schien. Denn wer weiß, ob das aufrichtig gemeint, ob nicht alles — alles Lüge und Verstellung ist! Wer sagt ihm, ob sie die Rechte ist?! Ob sie wirklich so viel Liebe in sich hat, ob nicht alles nur berechnet ist auf den „Männerfang“? Bald ist's ihm, als begehe er ein Sakrileg mit dem Verdacht, dann wieder denkt er an jene, die ihn mit ihrem Liebreiz umgarnt und ihn dann schmählich zurückgestoßen hat. Und dann meint er, man könne dem ganzen Geschlecht nicht trauen. Es wird wohl das richtigste sein, der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Er hat's vorhin, als er eine Anordnung für die kleine Martin traf, die noch lange befolgt werden sollte, in Schwester Gertruds Gegenwart hingeworfen: „Ich verreise übermorgen für vier bis fünf Wochen.“ Da ist sie ganz blaß geworden und ihre sonst so sichere Hand hat gezittert. Nun ja, man kann auch zittern, wenn ein klug angelegter Plan scheitert!

Es ist Abend. Dr. Ebert muß noch einmal nach dem kranken Kind sehen. Es hat gefiebert. Die Kleine liegt allein in einem Zimmer auf Wunsch der sehr wohlhabenden Eltern, die eine Privatpflegerin bezahlen können. Vor der Tür stutzt der Arzt — es tönt Gesang an sein Ohr. Ganz leise drückt er die Klinke auf — knarrende Schlösser und Angeln gibt's nicht im Krankenhaus — und niemand bemerkt ihn. Das Bett steht mit dem Kopfende gegen die Tür und Schwester Gertrud sitzt singend auf dem Stuhl daneben. „Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht, mit Näglein besteckt, schlüpf' unter die Deck' — —“ Doktor Ebert lauscht atemlos und beim Klang der weichen, tiefen Stimme steigt eine Erinnerung in ihm auf: Dieses Lied hat er schon einmal gehört von dieser Stimme, die nur damals nicht ganz so tief war. Und nun weiß er auch mit einmal, wie es kommt, daß er bisweilen in Schwester Gertruds Zügen geforscht hat mit dem Gedanken: Wo hab' ich das Gesicht schon gesehen? Ein ungeheures Glücksgefühl kommt über ihn. Leise verläßt er das Zimmer und eilt über den langen Korridor in sein Sprechzimmer zurück. Dort kramt er eifrig in seinen Schreibtischfächern und bald findet er, was er sucht: eine kleine, verblaßte, aber noch ganz gut erkennbare Amateurphotographie. Und nach einer Minute steht er vor der Schwester Gertrud und hält ihr das Blättchen hin:

„Eine Frage, Schwester Gertrud, kennen Sie das?“

Das Mädchen bringt die Photographie ganz nah an die Lampe und dann ruft sie lebhaft:

„Aber, das bin ja ich — und das ist Schwager Ottos Garten und im Wagen, das ist ja Bubi, Schwester Elses Ältester! Ach, ich war so glücklich damals mit dem Kind! Else konnte sich lange nicht erholen. Da sagte sie immer: Gut, daß Bubi noch ein Bize-Mütterchen hat. Und als ich endlich wieder nach Hause mußte, da war ich ganz trostlos. Und jetzt ist Bubi schon Sextaner! Aber wie kommen Sie zu dem Bild, Herr Doktor?“

Doktor Ebert lächelte froh:

„Gestohlen im Vorübergehen, Schwester Gertrud. Und wie gut, daß ich's getan habe. Nun weiß ich doch, daß Sie die Rechte sind. Mir bestimmt von Anbeginn! Und ich kann nicht begreifen, daß ich Sie nicht erkannt habe. Sie sind ja dem Bildchen noch so ähnlich! Aber daran ist nur die Haube schuld —“. Doktor Ebert greift mit beiden Händen nach der Haube.

„Aber Herr Doktor, was tun Sie?“

„O, ich tu' noch viel mehr, Gertrud —“

Die Haube fliegt auf die Erde und zwei blonde Zöpfe hängen in voller Pracht über Schwester Gertruds Rücken und der Doktor nimmt den Kopf des erglühenden Mädchens in seine Hände und küßt die weichen Lippen. Es ist gut, daß Klein-Rosel nicht sehen kann, was an dem Tisch dort vorgeht. Und sie kann auch nicht hören, was die beiden so lange und eifrig zu flüstern haben. Aber es muß wohl etwas sehr schönes gewesen sein, denn als sie zu ihr ans Bett treten, sehen sie ganz strahlend aus.

„Aber Schwester Gertrud, wo hast Du denn Deine Haube? Und Zöpfe hast Du, wie meine Mama. Ganz lange Zöpfe. Sind die eben erst gewachsen? Ich dachte, Schwestern hätten nur Hauben. Haben alle Schwestern Zöpfe?“

„Ja, aber nicht alle so wunderschöne, Rosel. Und Du darfst jetzt nichts weiter fragen, es ist Zeit zum Schlafen für artige kleine Mädchen.“

„Aber dann muß Schwester Gertrud das schöne Lied nochmal singen vom Paradies und den Englein.“

„Ja, das soll sie tun, das mag Onkel Doktor auch gern hören.“ Schwester Gertrud hat die Zöpfe wieder aufgesteckt und flugs die Haube darüber befestigt, dem Geliebten einen schelmischen Blick zuwerfend; nun setzt sie sich neben das Bett, nimmt die heißen Hände des Kindes in die ihren und singt:

„Guten Abend, gute Nacht,
Von Englein bewacht,
Die zeigen im Traum,
Dir Christkindleins Baum.
Schlaf' nun selig und süß,
Schau' im Traum 's Paradies.“

„Ich seh's schon im Wachen, Liebste.“

Mit diesen Worten neigt sich der Arzt zu seiner Braut, die mit strahlenden Augen zu ihm aufschaut.

Die Tragödie der 6 Briefe.

Eine humoristische Geschichte von Heinr. Binder.

(Nachdruck verboten.)

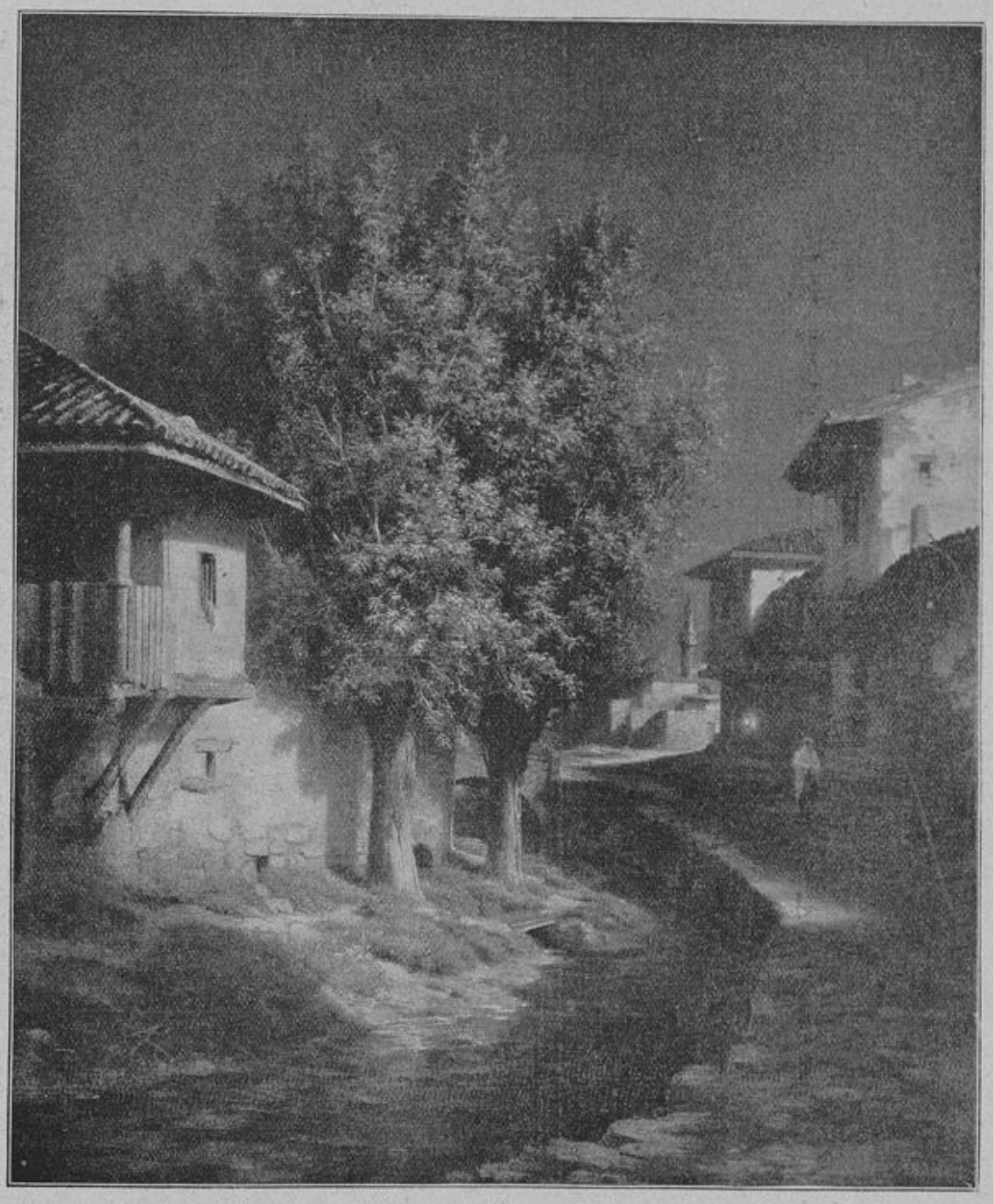
Es gibt Menschen, die zu schade für diese Welt sind.

Zu diesen Menschen gehörte Onkel Theodor. Sein Familienname tut nichts zur Sache, denn er war der letzte seines Stammes. Onkel Theodor hatte keine Kinder. Er war auch nicht verheiratet. Kurz, ihm fehlte alles, was zu einem Staatsbürger unbedingt notwendig ist. Dafür war er aber grenzenlos gutmütig. Und das sogar noch nach seinem Tode.

Die Gutmütigkeit nach dem Tode offenbart sich stets im Testament, und Onkel Theodors Testament lautete also:

„Mein lieber Neffe Karl! Wenn Du dieses Dokument in Deinen Händen hältst, dann ist Dein Onkel Theodor nicht mehr. Er wandelt im Lichte über Dir und Deinen Taten; er ist erlöst von allem Erdenleid. Du hast mir vielen Kummer bereitet. Als ich damals alt und schwach am 25. November in Deiner Familie aufgenommen worden bin, da hoffte ich, von liebevollen Verwandten den Abend meines arbeitsreichen Lebens verschönt zu bekommen. Ich hatte mich getäuscht! Du warst kalt zu mir, Deine junge Frau war herzlos. Ihr tatet eben Eure Pflicht: Ihr nahmt Euch eines armen Verwandten an. Und weshalb? Ihr dachtet sicher: Wir müssen ihn aufnehmen, sonst fällt er der Stadt zur Last, und das wäre peinlich! — Ja, das war der Grund! Und nun kam für mich eine Leidenszeit, die ich nicht noch einmal durchmachen möchte. Jeder Bissen, den ich aß — und ich hatte leider immer einen gesegneten Appetit, — wurde mir vorgerechnet. Hatte Euer Jüngster Geschirr zerbrochen, so hieß es: Das hat Onkel Theodor getan! — Konnte ich mein Alibi nachweisen, so blieb doch stets die Schuld bestehen, dann hatte ich einfach auf den Kleinen nicht genügend aufgepaßt. Als Euer Goldfisch eines Morgens tot im Glase lag, da war natürlich die Asche meiner Zigarre in das Wasser gefallen. Ich stellte fest, daß ich nur Pfeife rauchte, — nun, da war es eben die Pfeifenasche. Wenn dann Euer Baby nicht zur gewohnten Stunde den Beweis ablegte, daß seiner Verdauung absolut nichts im Wege stehe, — ja, selbst dann hatte Onkel Theodor Schuld. Dann hatte er den Engel — so nanntet Ihr Euer Kind, — an dem betreffenden Tage nicht genügend oder auch zuviel geschaukelt. Nun, Ihr wißt selbst, was Ihr mir alles angetan habt. Und warum habt Ihr mich so behandelt? Ich will Euch die Antwort geben: Weil ich arm war! — Oder besser gesagt: Weil Ihr der Überzeugung gewesen seid, ich sei arm. Nun, ich will Euch erzählen, daß Ihr Euch getäuscht habt. Der Mann, den Ihr herumgestoßen, beleidigt, geschimpft und schließlich selbst gehöhnt habt, dieser Mann

hatte und hat ein Vermögen von 125000 Mark (in Worten: Einhundertundfünfundzwanzig Tausend Mark). Und trotzdem Ihr es nicht verdient habt, sollt Ihr alles erben. Seht, das ist meine Vergeltung! Ja, ich sehe Euch jetzt Tränen der Reue und der Dankbarkeit vergießen. Ich blicke auf Euch herab. Aber doch sollt Ihr eine Zeit der Prüfung durchmachen. Ich habe folgendes bestimmt: Mein Vermögen liegt in Wertpapieren an einem Platz, den außer mir keine Seele weiß. Ich habe jedoch bei meinem Bankier, — Du kennst doch die Firma Schulte und Welde, — dort habe ich 6 Briefe niedergelegt. In einem dieser Briefe ist der Platz angegeben, an dem mein Vermögen ruht. Mein Bankier ist ehrenwörtlich verpflichtet, Dir am 25. November jeden Jahres, — das ist der Tag, an dem ich ein Mitglied Eurer Familie wurde, — einen dieser 6 Briefe auszuhändigen. Und zwar ganz nach Deiner Wahl. Die 6 Briefe haben den gleichen Umschlag. Aber hüte Dich zu versuchen, auf andere Weise in den Besitz des Vermögens zu gelangen! Dann sind Vorkehrungen getroffen, die dieses Testament null und nichtig machen! In der Hoffnung, daß Du gleich beim ersten Mal den richtigen Brief herausgreifst, verzeiht Dir und Deiner Familie Euer Onkel Theodor." —



Eine Nacht in der Krim. Nach einem Gemälde von G. P. Koni ratenko. (Siehe Seite 8.)

Nachdem Karl diesen rührenden Beweis unendlicher Gutmütigkeit unter Tränen zu Ende gelesen hatte, gab es eine furchtbare Szene. Er beschuldigte seine Frau, stets so hart gegen diese Seele von Onkel gewesen zu sein, während sie dem Manne Hartherzigkeit und Niederträchtigkeit gegen einen solchen Edelmenschen vorwarf. Der Streit endete mit der gegenseitigen Behauptung, den lieben Onkel in das frühe Grab gebracht zu haben und daß die Scheidung eingeleitet werden solle, sobald das Geld da sei. — Der 25. November war da. Schon zwei Tage vorher hatte Karl nichts gegessen, schon zwei Wochen vorher keine Nacht mehr ruhig geschlafen.

Um 8 Uhr morgens wurde das Bankhaus geöffnet.

Karl, der bereits seit 7 Uhr vor dem stattlichen Gebäude unruhig auf und ab ging, betrat eine halbe Minute nach 8 Uhr den Kassenraum.

Man legte ihm 6 Briefe vor. Alles kreiste vor seinen Augen. Mit abgewandtem Kopf griff er blindlings einen Brief heraus. So hatte es ihm seine Frau empfohlen, die das von einer Kartenlegerin erfahren hatte, und die sich mittlerweile wieder mit ihrem Manne ausgesöhnt hatte.

Dieser riß mit zitternden Händen den Umschlag ab. Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen; aber er hatte so viel Fassung, daß er lesen konnte:

„Meine Lieben! Beurteilt niemals einen Menschen nach seinem äußeren Gewande! Der ärmste Bettler kann reich sein! Dieses für heute. Hoffentlich habt ihr im nächsten Jahre das Glück, den richtigen Brief zu finden.

Euer Onkel Theodor."

In der ersten Aufwallung warf Karl den Brief, nachdem er ihn mit Nachdruck zerknittert hatte, in die Gosse, die im November bekanntlich nicht trocken ist. Er fischte ihn jedoch wieder heraus und trat betrübt, ja, fast vernichtet den Heimweg an. An diesem Tage wurde natürlich wieder von der gegenseitigen Schuld, von der abgrundtiefen Gemeinheit und von der nahe bevorstehenden Scheidung gesprochen. —

Und wieder zog ein Jahr ins Land.

Schon drei Tage vorher hatte Karl nichts gegessen, schon drei Wochen vorher keine Nacht mehr ruhig geschlafen

Es wiederholte sich wieder dieselbe Szene wie im ersten Jahr. Nur war dieses Mal in dem Brief zu lesen:

„Meine Lieben! Edel sei der Mensch, hilfreich und gut Euer Onkel Theodor."

An diesem Tage wurde überhaupt nichts gesprochen. —

Und wieder zog ein Jahr ins Land, und wieder stand auf dem Kalender in der alten Monotonie der 25. November verzeichnet.

Schon vier Tage vorher hatte Karl nichts gegessen, schon vier Wochen vorher keine Nacht mehr ruhig geschlafen.

Und wie im ersten und zweiten Jahre hielt Karl mit zitternden Händen ein Blatt Papier in der Hand, auf dem zur Abwechselung zu lesen war:

„Meine Lieben! Was die Schickung schickt, ertrage! Wer ausharret, wird gekrönt! Es grüßt Euer Onkel Theodor!"

An diesem Tage wurde der gute Onkel gräßlich verflucht. — Aber mit der Zeit kam doch eine wunderbare Ruhe über Karl. Er sagte sich: Jetzt sind nur noch drei Briefe da, und jetzt kann die Zeit doch nicht mehr so fern liegen, in der ich endlich den richtigen Brief bekomme. —

Und die Zeit flog hin und der 25. November war wieder da. Karl hatte gut gegessen und noch besser geschlafen. Er ging in Ruhe dem schweren Gang entgegen. Und ganz gelassen hielt er den Brief in der Hand und in Ruhe las er:

„Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr. Besten Gruß aus weiter Ferne Onkel Theodor." — — —

An diesem Tage wurde nur gut vom Onkel gesprochen. Ja er war eine gute Seele. Man mußte sich eben damit abfinden. Er war ein Sonderling. Und es dauerte ja im ungünstigsten Falle nur noch zwei Jahre!

Karl fing bereits an, mit dem Vermögen zu rechnen. In einer Anwandlung von Menschenfreundlichkeit schenkte er der Fahnenkasse der freiwilligen Feuerwehr 200 Mark. Er gab sich auch mit dem Gedanken ab, sein flottgehendes Geschäft zu verkaufen. — Es wäre ja dann nicht mehr notwendig.

Überdies kam aber wieder der 25. November herauf.

Mit einem heiteren Lächeln ging Karl gegen Mittag in das Bankgeschäft. Er war gar nicht mal enttäuscht, als er in dem fünften Briefe die Worte las:

„Wohlzutun und mitzuteilen, vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl! Zur Beherzigung Euer Onkel Theodor."

Ja, er hatte auch recht, der gute Onkel. Und nun besann sich Karl auf seine Pflicht dem Verstorbenen gegenüber. Er ließ ihm einen Grabstein aus Marmor setzen, der 750 Mark kostete! In goldenen Lettern stand darauf zu lesen: „Dem unvergeßlichen, gut Onkel Theodor." — Und auf die Rückseite außerdem noch: „Deren Liebe höret nimmer auf." —

Und da sich gerade ein Käufer fand, so verkaufte Karl sein Geschäft. — Ja, er folgte dem Zuge der Zeit und kaufte sich ein Automobil. Es waren ja nur noch wenige Monate. Und diese wenigen Monate gingen, wenn auch sehr langsam, doch endlich vorbei.

Und wieder war der 25. November ins Land gezogen. Karl hatte dieses Mal wieder seit zwei Tagen nichts gegessen und seit zwei Wochen keine Nacht mehr ruhig geschlafen.

Man kann sich denken, — es war ja immerhin eine kleine Aufregung, eine Erwartung.

Karl mußte seiner Frau unter Hinweis auf die Seligkeit des edlen Onkels schwören, den Brief uneröffnet mit nach Hause zu bringen. — Und er tat es. — —

Mit zitternden Händen, in fieberhafter Aufregung las das Ehepaar die folgenden Worte:

„Meine Lieben! Ich kann Eure Ungeduld begreifen. Ihr brennt darauf, den Platz zu wissen, an dem Ihr Euer rechtmäßiges Eigentum, das Euch nach Gerechtigkeit und menschlicher Vergeltung zukommt, findet. — Der Platz ist genau bezeichnet, im 151. Psalm, in der ersten Zeile. Suchet dort und Ihr werdet den Platz erkennen. Die letzten Grüße sendet Euch hiermit Euer Onkel Theodor." — Am ganzen Leibe zitternd, in fieberhafter Spannung stürzte sich das Ehepaar auf das Buch der Bücher.

Mit bebenden Fingern blätterten sie die Seiten um. Der 151. Psalm.

„Alles was Odem hat, lobe den Herrn." So schließt der 150. Psalm und mehr gibt es deren nicht . . .

Jubelfeier der Lambertuspfarre zu Düsseldorf. Prozession unter Beteiligung des Kardinal-Erzbischofs.

Phot.: J. Henne-Düsseldorf.

Unsere Bilder.

Die Halbinsel Krim, die an der Nordküste des Schwarzen Meeres gelegen ist, zerfällt in einen nördlichen steppigen und einen südlichen gebirgigen Teil. Dem letzteren dankt die Krim den Ruf eines der schönsten und malerischsten Länder der Erde. Die Flora ist dort im Süden eine reiche Mittelmeerflora mit Wein, Obst, Feigen, Mandeln, Orangen, Walnuß- und Maulbeerbäumen und die Temperatur ist eine verhältnismäßig hohe. Die Nächte tragen denselben Zauber wie die unseres Südens und das echtgelungene Gemälde von G. P. Kondratenko erschöpft den Stimmungszauber völlig, der über eine solche warme Nacht sich ausbreitet. — Das Bild von der Jubelfeier des 700jährigen Bestehens der St. Lambertuspfarre zeigt einen Ausschnitt aus der Prozession am Sonntag vormittag, an der auch Kardinal-Erzbischof Dr. Antonius Fischer aus Köln teilnahm. Die Aufnahme gibt den Moment wieder, wie der greise Kirchenfürst vor dem Altar an der Alleestraße seinen Segen spendet. — Die beiden anderen Bilder rühren aus unserem Photo-Wettbewerb her.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.